

MARIE MAJEROVÁ

Platz der Republik

Erstdr. 1914
(Auszug)



MARIE MAJEROVÁ (geb. Bartošová, verh. Stivínová, später Tusarová)
Geb. 1882 in Auwal, gest. 1967 in Prag

Die in bescheidenen Verhältnissen bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater in Kladno bei Prag aufgewachsene Halbwaise absolvierte 1897 die Bürgerschule, verbrachte ein Jahr als Dienstmädchen in Budapest und arbeitete dann in Prag als Schreibein. Als Achtzehnjährige bewegte sich die Autodidaktin, die früh mit der Arbeiterbewegung in Berührung gekommen war, in den Kreisen der Prager Anarchoboheme um die Lyriker S. K. Neumann, František Gellner und Fráňa Šrámek (1877–1952). Von 1904 bis 1906, als sie bereits selbst publizistisch tätig war, lebte sie mit ihrem ersten Mann Josef Stivín (1879–1941) in Wien, wo dieser als Redakteur der sozialdemokratischen Zeitung „Dělnické listy“ (Arbeiterblätter) beschäftigt war. 1908 trat sie der Sozialdemokratischen, 1921 der Kommunistischen Partei bei. In der Zwischenkriegszeit betätigte sie sich als anerkannte Journalistin und Theaterkritikerin. Ihr literarisches Werk, das in „Siréna“, 1935 (deutsch: Die Sirene, 1950), einem sozialkritischen Roman über das Industriegebiet von Kladno, gipfelte, war seit Beginn der zwanziger Jahre von ihrem politischen Engagement geprägt, nach 1948 wurde sie zu einer Galionsfigur der Kommunisten. Zu dem ihren Bruch mit der anarchistischen Bewegung dokumentierenden Roman „Náměstí republiky“ (1914, deutsch: Platz der Republik, 1951), dessen Handlung in Wien zur Zeit der im Jahre 1905 stattfindenden Kämpfe um das allgemeine Wahlrecht beginnt, wurde sie durch einen Studienaufenthalt in Paris 1906/07 inspiriert.

Das grelle Licht eines heraufdämmernden Sommertages drang durch das Gewebe des schmutzigen Vorhanges eines Waggons der dritten Klasse, als Luka Veršinin aus einem Schlaf erwachte, der ihn nicht erquickt hatte. Der Zug hielt in einer kleinen Station; Luka öffnete die Augen und erblickte einen mit wildem Wein bewachsenen Wartesaal. Den Namen der Station konnte er nicht erhaschen, als er sich nämlich zum Zugfenster beugen wollte, verspürte er ein scharfes Stechen im Nacken.

Daher blieb er in der Lage, in der er geschlafen hatte. Mit halbem Auge sah er neben sich einen Mann mit pockennarbigem Gesicht. Er schnarchte laut. Dem schwächlichen Jüngling neben ihm floß unkontrolliert der Speichel als kleines Rinnsal aus einem Winkel seines schlafenden Mundes.

Veršinin erhob sich leise und schob das Fenster herunter.

Sofort strömte mit einem fröhlichen Luftzug der berauschende Duft von Heu ins Abteil.

Luka schaute auf seine gelb abgewetzte Nickeluhr, und schüttelte die Kohlentelchen von seinem schwarzen Russenhemd und auch von den Knien.

In dem Blick, mit dem er die entfliehende Landschaft einfing, holten ihn die Erinnerungen seines bisherigen Lebens ein.

Luka Veršinin kam aus Wien. Er hatte sich aus Angst vor der zaristischen Polizei, den Kosaken, den Pogromen in die österreichische Metropole geflüchtet. Denn er hieß eigentlich Jakub Goldšmíd. Ein Schneiderarbeiter, dessen Gewissen von Verbrechen gegen die zaristische Regierung belastet war und der aus der Welt verschwinden mußte. Der Mensch dieses Namens hatte sich in Nichts aufgelöst. Im Weltall geht nichts verloren. Seines schlecht ernährten und schwächlichen Körpers hatten sich der verlassene Paß und das Arbeitsbuch Luka Veršinins, der ebenfalls als Schneider arbeitete, angenommen. Das war in Kiew geschehen, vor der Nase der Geheimpolizei, in einem mit geschmuggelten Büchern und Zeitschriften verbarrikadierten Zimmer; der Tauschpreis hatte fünfzehn Rubel betragen.

Nun, und Wien war nicht einmal diese fünfzehn Rubel wert gewesen! Seine Volksgenossen, von Jakob Rotberger auf der Hauptstraße bis zum letzten Isaak Kohn, der in einer Kellerwohnung zwei Arbeiter beschäftigt, waren alle ohne Stammessolidarität und kauften Veršinins Arbeit sehr, sehr billig. Jakob Goldšmíd hatte sich auf Westen spezialisiert. Er nähte weiße Festtagsgilets, die auf Hofbällen prunkten, geblümete, für die Promenade auf der Ringstraße bestimmte Gilets, er nähte weite Westen, Hüllen für Bäuche, dick wie ein Faß – und er nähte ganze Dutzende ganz enger Alltagswestchen; mit schleißigeren Fäden und auch aus sehr dünnem Stoff, dem Schnitt nach von Wohltätigkeitsbescherungen. Das waren Gilets zu Arbeiteranzügen. Er begegnete ihnen dann am Sonntag auf allen Straßen, die aus der Stadt in den Prater und in den Wienerwald führten.

Auf diese Art und Weise hatte Luka einen dreckigen Wiener Winter durchlebt, er durchlebte einen stürmischen, windigen Frühling und auch einen schwülen, staubigen Sommer. Während der ganzen Zeit blieb ihm nicht einmal soviel übrig, daß er sein auffälliges russisches Gewand, ein schwarzes Hemd mit Gürtel und einen steifen, hinten wie zu Flügeln entzweigeschnittenen Wintermantel mit zwei gelben Knöpfen in der Taille, gegen die landläufige Zivilkleidung Westeuropas hätte tauschen können.

Aber er hatte auch nicht ständig in einer einzigen Werkstatt genäht und gelebt. Einmal arbeitete er in einem Keller, wohin das Licht durch ein schmales Fensterchen direkt am Gehsteig fiel. Wenn er aufblickte, sah er nur die Unterteile von Menschen ohne Augen, stumpf-gleichgültige kotige Schuhe. Dazwischen huschten manchmal dünne Hundebeinchen vorbei. Er freute sich darüber, weil mit ihnen immer eine lebhaft Schnauze und ergebene feuchte Augen angerannt kamen.

„Duck’ dich, Sklave, beug’ dich über die Arbeit, schau nicht auf die Sonne, den Himmel, die Blumen; nähen sollst du, näh’! Hebst du den Kopf, vor Sehnsucht oder Müdigkeit, egal, wir treten dich gleich wieder nieder!“ sagten die Schuhe.

Er stritt so lange mit den Menschenfüßen in den Schuhen, bis er ihrer überdrüssig war und kündigte. Beim zweiten Mal arbeitete er in einer dreckigen Werkstatt, in der ein Bretterverschlag den ersten Stock bildete. In diesen Hühnerstall kletterten die Arbeiter auf einer Leiter hinauf. Er nähte direkt unter der Decke; dort legte er sich seine wächserne Hautfarbe zu, dort setzten sich die blau-

en Ringe um seine Augen fest; er hörte zu wachsen auf und begann zu husten.

Er fand Freunde unter den russischen Studenten. Die Genossen in der Werkstatt verstanden seine Vorlieben nicht. Die Heller, die sein Magen nicht aufbrauchte, verwandelten sich in Broschüren und Bücher. Es gab immer bedrucktes Papier im Überfluß bei Veršinin; auch jede Menge Versammlungen, merkwürdiger Ausflüge, geheimnisvoller Briefe gab es. Luka sehnte sich aber, nicht nur etwas anzunehmen, sondern auch etwas von sich zu geben. Er besuchte öffentliche Versammlungen; er erzeugte Tumulte, demonstrierte; manchmal hielt er auch Reden. Es fanden sich immer genug Enthusiasten, die ihm applaudierten; sie sahen in ihm einen Vertreter der russischen Revolutionäre.

Und dann brach die schwerste Zeit seines Wiener Aufenthaltes an.

Wien kämpfte um das Wahlrecht, das allgemeine geheime Wahlrecht. Die Matrone Wien bekam Fieber. Aufgeschrecktes Blut pochte in ihren Adern, unbekannte Kräfte erwachten. Luka sagte sich, die Matrone ginge schwanger von der Revolution.

Bis zum achtundzwanzigsten November 1905 lebte Luka in einem schönen, wilden, brodelnden Traum. Er war berauscht von lebhaften Visionen, in denen kämpfende Arbeitermassen, die Schatten von Barrikaden, das Morgenrot eines endgültigen Sieges vor seinen Augen erschienen. Er ging zu Volksversammlungen, wo begeisterte Männer mit den Keimen künftiger Brände in den Augen Reden schwangen. Die Arme aller Armen waren mit bedrohlich ausholenden Gesten gegen die Höhen gerichtet, rissen das Blau des Himmels, das Gold der Sterne herunter, kehrten das Horn des Überflusses um zu den aufgehaltene[n] Händen der Hungernen. Das Meer von Köpfen, erhitzt von einem brandstifterischen Traum, riß auch Veršinin in den Wahnsinn. Die Hände, diese Ähren auf dem Feld, reiften herannahenden Ernten entgegen. Sich auf den breiten Straßen im Stadtzentrum zusammenrottende Grüppchen probierten schon heute ihr Gefühl künftiger Besizerschaft aller schönen Gebäude aus. Der unaufhörliche Zustrom aus all den umliegenden Gassen ließ die Gruppen zu nervösen Menschaufläufen, geladen von der trügerischen Gefahr der Hochspannung, werden. Luka witterte in der drohenden Krise die Revolution: jähe Abrechnungen, blutige Hinrichtungen von Tyrannen, die Zerstörung unbeliebter Bauwerke, Dynamit unter den Gefängnissen,

Bankiers und Börsenspekulanten auf verzweifelter Flucht in fremde Länder, Soldaten in brüderlicher Umarmung mit Revolutionären, Mieter aus Souterrainwohnungen, einquartiert in luxuriösen Palästen der inneren Stadt, Frauen mit phrygischen Mützen und Kinder mit Zweigen in den Händchen ... Das alles hatte vielleicht die starre schwarze Wolke mitgebracht, die am achtundzwanzigsten November mit Donnerrollen über dem in ihren Blitzen leichenfahlen Wien zerreißen wird.

Am denkwürdigen Vorabend dieses Tages schlug Luka wie eine matte Mücke, betrunken vom frühen Flug, gegen die Häuserfronten. Er ging herum und war in seinem Inneren von einem unablässigen stillen, freudigen Lachen erfüllt. Also heute noch zum letzten Mal, Soldaten, zum letzten Mal der mittelalterliche Pomp goldener Tressen! Schon lugt der morgige Tag durch alle Tore! Die Vorposten in der Vorstadt verabreden geheime Parolen, damit er ohne Hindernisse, ruhmvoll und siegreich, eintreten könne! Luka hätte die ganze Welt umarmen wollen und war bereit, alles Unrecht und seine ganze Not zu vergessen: Es würde ja ein neues Leben beginnen!

Er ging zu Bett, schlief aber nicht. Er konnte das Feuerchen in sich nicht ersticken. Luka hörte die Stunden unerbittlich schlagen. Und zeitweilig erblickte er, vom Schlummer überwältigt, halb im Traum irre Gestalten mit stierem Blick; Fackeln huschten vorüber, gezückte Messer und Pistolenläufe blitzten.

Endlich ist der Morgen des achtundzwanzigsten Novembers da. Düsterer Nebel ist durch die Fenster zu sehen. Allmählich wandelt sich die Nacht zum Tag; er hat kein Licht, hat nicht die freudigen Stimmen einer erwachenden Stadt. Alles schweigt verstockt, die Straßen, die Parks und auch die Sonne. Luka eilt hinaus.

Die Geschäfte waren geschlossen, vereinzelt schleichen Wagen durch die toten Straßen. Aus den schlafenden Häusern traten Arbeiter in Festtagsgewand, mit einer roten Blume im Knopfloch.

„Was wird sein?“ fragte Luka sich selbst. Die verworrenen Eindrücke des gestrigen Tages ordneten sich zu konkreten Fragen.

„Wird es eine Republik geben, beginnt die Anarchie?“ Er wußte keine Antwort darauf. Und er suchte auch nicht lange nach genaueren Formulierungen. Eines wiederholte er sich ständig, von dem einen war er überzeugt:

„Etwas wird passieren.“

Ein trüber Himmel senkte sich herab. Eine braune Regenwand stand in der Luft. Wie in einem Netz wimmelten darin die Massen, die zu bestimmten Treffpunkten eilten.

Veršinin strebte in die innere Stadt. Die Ringstraße war in Nebel getaucht. Der eisige Morast strömte Kälte aus, die Kälte erfüllte sein Herz mit einer beklemmenden Vorahnung. Matt funkelten die Helme der Polizisten. Luka nahm sie nicht wahr. Er verkroch sich in einen Winkel hinter der Universität und machte sich bereit, sich in den Kampf zu stürzen.

Aber es war still; die Bäume in der Allee tranken den Nebel, und die letzten Blättchen zitterten stumm auf saftlosen Blattstielen. In die Stille rauschte ein Schluchzer wie von einem fernen Wasserfall; Minuten des Wartens verstrichen, und das Geräusch wurde stärker, bis es wie ein Fluß zu rauschen begann; und als es dann schon klang wie die tobenden Stöße eines angeschwollenen Stromes, tauchte die erste Welle eines Stroms von Menschen im Nebel auf.

Luka erstarrte und gaffte unverwandt auf die regungslosen Gesichter von Männern und Frauen, die lautlos an ihm vorbeimarshierten.

„Was wird sein? Was wird sein?“ fragte sich ängstlich der zum Vorstoß bereite Krieger der Revolution.

Der Fluß wälzte sich dahin, mit wiegendem Hüpfen eilten immer neue Wellen herbei, endlose, aus der Namenlosigkeit hervorgequellende Ströme.

Luka steht eine Stunde lang da, und der Fluß fließt. Er steht zwei Stunden, die Szenerie ändert sich nicht. Ist er verzaubert? Was geht da vor? Sieht er denn Spukgestalten? Nein, nein! Der Fluß ist wirklich endlos, gewaltig – aber still! Er könnte – mag er denn etwa nicht? Wird also nichts passieren, nichts?

Bittere Enttäuschung bemächtigt sich seiner Sinne.

Wo bleiben die Taten? Wo ist die Befreiung?

Klingen so viele Vorbereitungen und so viel inbrünstiger Mut ins Leere aus? Verlaufen sich die Wasser in unfruchtbaren Niederungen?

Ach, der menschliche Strom verwandelt sich vor seinen Augen in eine hinterhältige Schlange. Die Schlange läßt die Glieder ihres riesigen Körpers zusammenschrumpfen und entfaltet sie wieder, sie kriecht über den Asphalt und wendet ihren schmalen Kopf mit der gespaltenen Zunge Luka zu. Verlacht sie ihn? Sie zischt:

„Ich könnte – aber ich will nicht.“

Von der Größe der Schlange kann Luka wohl ablesen, daß sie mit konzentrierter Kraft vieles ausrichten könnte, es ihm aber verhehlen möchte, weil sie im Geist zu seinem Feind wird. Er sucht, wie er sie verwunden, erniedrigen, in seinen Augen kleiner machen könnte. Er begutachtet sie mit einem vom Haß geschärften Blick. Unterscheidet. Jetzt kommen die Ziegelerbeiter vorbei. Sie gehen ängstlich, treten schwer auf mit ihren Latschen, an denen trockener gelber Lehm klebt, ihre grünen, von der Sonne ausgefärbten Hüte schaukeln. Sie sind nicht an die Stadt gewöhnt, sie fürchten sich. Vorsichtig schreiten sie in den Nebel.

Über Luka befindet sich der Treppenaufgang zur Universität, und dort streiten, wie bei jeder Manifestation, die deutschen mit den slawischen Studenten. Sie fuchteln mit Stöcken herum, rempeln einander an; eine Attacke – und ein schweres, donnerndes Rumpeln ertönt; genau neben Luka ist die Balustrade eingestürzt.

Sofort sind die Ziegelerbeiter von Panik erfaßt worden. Sie fliehen, ihrer Sinne beraubt, retten sich vor vermeintlicher Gefahr.

Luka ist niedergeschmettert: „Da, sieh deine Schwächen, Schlange!“

Aber im Herzen trägt er schwarze Trauer mit sich fort. Er geht langsam heim, obwohl er durchgefroren ist, unschlüssig, was er von dieser Sache halten soll, und verdrossen wegen der ganzen vergeblichen Vorbereitung, verzweifelt über die ganze Kraft einer so perfekt versammelten und dennoch unausgenützt gebliebenen Menschenmasse.

Er blickt noch einmal zurück. Und da sieht er, daß über dem Parlament eine rote Fahne weht. Was soll das heißen? Vielleicht doch? Ein inneres Licht flackert in ihm auf. Luka liebt solch plötzliche, unmittelbare und symbolische Taten. Er wartet abermals eine Stunde, wartet zwei Stunden. Nichts ändert sich. Nur eine Fahnenstange, die brennt wie eine rote Fahne ...

Gegen Abend war Luka sehr zerknirscht nach Hause zurückgekehrt. Wien war ihm zuwider geworden. Von dem Zeitpunkt an besuchte er keine Versammlungen mehr, schwieg und hielt keine Reden, las nichts und sparte seine Kreuzer für eine neue Epoche seines Lebens, für eine Reise nach Paris.

Die Stadt der Revolution, die Stadt der Kommunarden, die Stadt von Generalstreiks wurde seine Hoffnung für die Zukunft. Wie hätten ihn unerforschte Horizonte nicht locken sollen! Luka ist schließlich ein zwanzigjähriger russischer Jude mit lyrischen Augen. Ein Träumer ist er, der Luka, ein unermüdlicher Träumer. [...]